Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 41. Posen, den 14. Oktober. 1883.

Selbst verurtheilt.

Von W. Höffer.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Was der Baron antwortete, hörte er nicht mehr. Damals wechselte er mit ihm ein paar Kugeln, deren eine sein Leben wochenlang in Gefahr brachte. Vorher aber hatte er mit der jungen Dame eine Unterredung im Garten.

„Otty, Otty, es war Heiking, in dessen Armen ich Dich hier im Garten sah!"

Immer noch seitdem, auch jetzt umschwebte ihn ihr Blick voll Stolz und tiefinnerer, unheilbarer Kränkung.

„Ich?" sagte sie nur. „Paul . . . ich?"

Alle Furien der Verzweiflung zerrissen ihr Herz.

„So beweise mir, daß er Dich verleumdete Otty! Zeige mir Dein Collier . . . er will es als Geschenk von Dir erhalten haben."

Sie hob beide Hände zum Himmel empor.

„O Gott, Gott . . . mein Collier . . . gestern noch trug ich es, und in dieser Nacht ist mir's gestohlen worden! Das stählerne Kästchen, das all' meinen Schmuck enthielt, ist fort, Dieben zur Beute!"

Und da überfiel ihn ein häßliches, quälendes Empfinden; es war, als stürze er in ungemessene Tiefen, als klinge an sein Ohr gellendes, teuflisches Hohnlachen. Gestohlen das Collier, weil sie es nicht herbeizuschaffen wußte. Gestohlen . . . ach!

Er verbeugte sich stumm, er ging fort und gewann es über sich, den leisen, todestraurigen Ruf nicht zu hören; er ging und . . . das Leben mit seinen Irrthümern, seiner Qual wälzte sich zwischen ihn und die breiten, dunklen Wogen. Zwei Herzen waren getrennt, ein stilles Glück zerrissen . . . zum wievielsten Male, seit Adam und Eva Flüsterworte tauschten?

Er sah sie noch hie und da in Gesellschaften, und er sah, wie blaß sie war, wie umflort ihr Blick; heimlich lebte tief verschlossen, verleugnet beinahe, die alte grenzenlose Liebe fest in seiner Seele, heimlich setzte er alle Hebel in Bewegung, um doch, doch des Diebes habhaft zu werden. O, wenn er ihn fand, wenn —

Aber nein, nein, das Kästchen war nie gestohlen — er wußte es ja — es überfiel ihn ein zorniger Widerwille gegen das Leben, so oft er die Annoncen las.

Zwei Jahre vergingen so; da gab ihm heute der alte Wiese das Kästchen, und bei Max Heiking hatte er es gefunden!

Bei Max Heiking!

Wer brachte Licht in dies quälende Dunkel?

Am folgenden Morgen bat der eine der beiden verhafteten Banknotenfälscher um ein Verhör, und von innerer Unruhe getrieben, wohnte Paul demselben bei.

Draußen umglühte der Herbstsonnenschein die Thurmspitze des alten Gefängnisses, und lange Züge reisefertiger Schwalben versammelten sich auf dem Dache, zwitschernd und flötend, so lebensfroh, so wanderlustig, während hier drinnen der graue Verbrecher mit geballter Faust und wildtrotzigem Blick vor seinem Richter stand.

„Das ist das letzte!" sagte er dumpf. „Zehn Jahre bekomme ich als doppelt Rückfälliger, und so lange leb' ich nimmer. Nun soll Alles heraus, damit auch der feine Herr seine Strafe bekommt, der Baron Heiking. Er hat all' den Jammer verschuldet, zuerst eine Liebschaft angefangen mit meiner schmucken Else, mit meinem einzigen Kinde . . . o, ich verfluche ihn . . . und dann, als mich eine lange Krankheit zum Bettler machte, so ein Wort nach dem andern hingeworfen, bis die arme Seele gefangen war und umgarnt und umkrallt für immer. Die Else brachte er in ein feines Haus als Kammerjungfer — wir hatten schon längst diesem Teufel gegenüber keinen eigenen Willen mehr . . . und da öffnete sie dem Vater die Thüren zum nächtlichen Raube. O, mein armes Kind, mein Weib, dem der Jammer das Herz brach! Alles, alles hab' ich dem glatten Schurken geopfert, ohne je andern als den erbärmlichsten Hungerlohn dafür zu erhalten. Deshalb betrog ich ihn auch. Ich weiß, er will nach Amerika auswandern, sobald nur erst ein hübsches Kapital beisammen ist; darum plünderte er mich von jeher aus. O, er ist ein Satan! Bei jenem Diebstahl im Hause des Präsidenten von Bork nahm ich auch ein stählernes Schmuckkästchen an mich . . . das Ding ließ sich nicht öffnen, und als in allen Zeitungen danach geforscht wurde, vergrub ich es aus Furcht vor einer Entdeckung. Heiking mochte wohl gelesen haben, daß Juwelen darin verborgen waren; denn er bedrohte mich fortwährend und schwur fürchterlichste Rache, wenn ich mich weigern sollte, die Beute herauszugeben. Nun, damals erhielt ich für das Notenstechen zwei Jahre und sah ihn natürlich während dieser Zeit nicht, dann aber, als ich zurückkam, hängte er sich wie ein böser Geist sogleich wieder an meine Schritte . . . das Kästchen, er wollte es haben, oder ich sollte auch nicht um vierundzwanzig Stunden älter werden . . . Ja, und da ließ ich mich denn von seinen glatten Worten, seinen Drohungen mürbe machen; er hat das stählerne schwere Kästchen im Besitz, oder er hatte es doch kürzlich noch . . . das ist's, was ich sagen wollte. Schaden kann er mir nicht mehr, und vom Herzen hab' ich nun einmal alles heruntergesprochen . . . Das hilft tragen."

Die Feder des Protokollisten knirschte über das Papier hin, sonst unterbrach kein Laut die tiefe Stille des Zimmers. Vor Paul's Blicken schien eine neue ungeahnte Helle das finstere graue Gemäuer zu umfließen, er horchte noch, als kein Laut mehr erklang.

Doch gestohlen das Kästchen . . . doch!

Ob sich in demselben aber auch jenes Collier wirklich befand? Was half ihm's, wenn dies eine fehlte?

Wir Menschen lieben es, uns selbst zu martern, wir verschließen mit dem „Wenn" oder „Aber" die Pforte unserer eigenen reinsten Seligkeit.

Paul hatte das corpus delicti dem Gerichte überliefern müssen, es ging nicht anders, obwohl ihm das Herz schlug, als wolle es die Brust zersprengen. Immer, zu allen Stunden verfolgte ihn der Gedanke an das Collier.

Und dann kam der Morgen, an welchem sich Alles entscheiden sollte. Er war im Bureau der erste, auch die Schreiber fehlten noch — er hatte kaum volles Bewußtsein. Wenn in dem Kästchen der kleine, so geringen wirklichen Werth repräsentirende Gegenstand fehlte . . . was dann?

Wie eine Nacht ohne neuen Morgen, wie eine offene Hölle schien ihm die Zukunft entgegen zu starren. Er glaubte jetzt nichts mehr, er hielt auch die Geständnisse des Verbrechers für leere Erfindungen, nur ausgesprochen, um ihn zu höhnen, zu

quälen. Vielleicht war der Baron mit dem Schurken im Einverständniß, vielleicht . . .“

Draußen wurden Namen aufgerufen, das Richterkollegium hatte seine Plätze eingenommen; wie durch einen auf- und absteigenden Nebel sah Paul die bekannten Gestalten der Zeugen, den Baron inmitten zweier Polizisten, die beiden Verbrecher und das heftig weinende Mädchen, die Tochter des alten Timm, ebenso Wiese, den Detektive. Die beiden Sessel im Vordergrunde nahmen der Präsident von Bork und eine junge, ganz in Schwarz gekleidete Dame ein. Ottilie war sehr blaß, sie schien geweint zu haben, ihre Blicke blieben gesenkt.

Dann begannen die üblichen Formalitäten; der Baron wurde gefragt, ob er wirklich das Kästchen von dem Zeugen Timm erhalten habe, und ob es geöffnet oder verschlossen war.

Paul athmete kaum.

Der Baron zuckte die Achseln.

„Timm?“

Er erinnerte sich nicht, jemand dieses Namens gekannt zu haben. Das Kästchen war sein Eigenthum, es befanden sich Schmuckgegenstände darin, Sachen, die seiner verstorbenen Mutter gehört hatten . . . auch ein Collier, ganz klein und altmodisch, mit einem Kranz von Rubinen, ein Geschenk aus seiner Hand, wie er lächelnd hinzusetzte.

Der Vorsitzende reichte ihm das Kästchen.

„Das Gericht ersucht Sie, wenn dieser Gegenstand Ihr Eigenthum ist, den Mechanismus des Schlosses zu erklären.“

Heiking bedauerte.

„Der Schlüssel ist mir abhanden gekommen,“ versetzte er.

„Gut! Sie kennen also den Zeugen Timm und dessen Tochter, diese beiden Leute da, durchaus nicht? Besinnen Sie sich, Herr Baron!“

„Durchaus nicht!“ beharrte lächelnd der Aristokrat.

„O, schändlich! Schändlich!“ schluchzte Else, ehe irgend Jemand sie hindern konnte, aufspringend und sich dem Fräulein von Bork zu Füßen werfend. „Der Betrüger hat mir mein gutes Gewissen gestohlen. Verzeihung, gnädiges Fräulein, Verzeihung! . . . Ich war es ja, die das höllische Komplot einfädeln half, ich verschaffte ihm das Collier, um sich danach ein gleiches anfertigen zu lassen, ich mußte Ihr Kleid anlegen, um . . .“

„Still!“ gebot der Vorsitzende, während Ottilie erschüttert das Taschentuch an die Augen führte. „Wir können angesichts der durch den Beamten Wiese bis zur Evidenz festgestellten Thatsachen hier mit gutem Gewissen eine Reihe von Formalitäten übergehen. Gnädiges Fräulein, Sie erkennen also dieses Kästchen als Ihr am 29. September 1877 Ihnen gestohlenes Eigenthum? Sie sind im Stande, das Schloß zu öffnen und den Inhalt der kleinen Schatulle genau anzugeben?“

Ein leises „Ja“ war die Antwort. Ottilie athmete schwer; sie öffnete, wie es schon der Staatsanwalt gethan, das Blumengewinde und zog einen kleinen, seltsam geformten Schlüssel hervor, den sie dem Vorsitzenden überreichte.

„Es ist der einzige, welcher jemals existirte,“ sagte sie.

„In diesem Fall der meinige also!“ warf Heiking nachlässig hin.

Niemand achtete auf ihn. Der Vorsitzende öffnete das Schloß und bat mit lauter Stimme die Dame, ihm alles im Kästchen Enthaltene einzeln zu nennen. Herr von Bork begleitete seine Tochter bis an den grünen Tisch, er umfaßte mit einem Arm die Bebende.

„Also ein Perlenhalsband . . . nicht wahr, Otty? Zwei Armspangen mit Rubinen, drei Ringe mit Perlen, ein Collier mit Rubinen . . .“

Der Vorsitzende hatte jedes dieser Schmuckstücke, sobald es der Präsident bezeichnet, offen auf den Tisch gelegt; auch das Collier. Paul's Herz schien im Augenblick den Jubel, der es durchströmte, nicht fassen zu können.

„Gerettet! Gerettet!“

Der Vorsitzende sah auf.

„Und?“ fragte er.

„Mehr befindet sich nicht darin!“

„Doch noch eine Kleinigkeit . . . etwas ohne Werth.“

Vater und Tochter sahen sich an. Nein, sie erinnerten sich an nichts.

Heiking strich den vollen Kinnbart.

„Ich weiß es natürlich,“ sagte er. „Ein zusammengefaltetes Papier, Verse, wie man sie einer Dame schreibt, Unsinn, aber . . . Fräulein von Bork hatte damals die Gnade, dergleichen von mir äußerst huldvoll entgegenzunehmen.“

Wieder gingen seine Worte spurlos verloren, aber doch nicht ganz; Ottilie war ohnmächtig zurückgesunken in die Arme ihres Vaters. Voll peinlichster Verlegenheit hielt der Vorsitzende zwischen seinen Fingern das zusammengefaltete Blatt.

„So muß also das Gericht von dem Inhalt dieser Zeilen gedrungen Kenntniß nehmen,“ sagte er nach einer Pause.

Der Staatsanwalt hatte sich erhoben. In ihm stürmte es so sehr, daß jetzt auch der leiseste Zweifel seinen Verstand erschüttern mußte. Er legte die Hand schwer auf den Arm des Richters.

„Wenn ich . . . ich . . . mit dem vollen Ansehen meines Amtes und meiner Person mich für alle Folge nach jeder Richtung hin verbürge, wenn ich mich verpflichte, das Papier zu jeder Zeit zur Stelle zu schaffen, wollen Sie es dem Fräulein ungelesen überliefern, Herr Doktor?“

Der Beamte sah voll Erstaunen auf.

„Sie? . . . Ja, aber . . .“

Und dann mochte sich der Zusammenhang der Dinge seinem Verständniß erschließen. Ein Lächeln unterdrückend, reichte er dem Präsidenten das kleine Stück Papier.

„Nehmen Sie Alles getrost zu sich! . . . Wenn Jemand, der des Vertriebes falscher Banknoten vollständig überführt ist, zu den Perlen und Rubinen, die hier liegen, auf irgend eine Weise hätte gelangen können, so würde er schwerlich ein solches Kapital unbenutzt gelassen haben, während er für den hundertsten Theil des Werthes täglich die Schande der Entdeckung riskirte.“

* * *

Paul hörte nur undeutlich, wie des Barons Angelegenheit einstweilen vertagt und der Aristokrat wieder ins Gefängniß zurückgeführt wurde . . . er ließ alle diese Einzelnheiten unbeachtet an seiner Seele vorübergleiten . . . erst als Ottilie unter den Händen der eiligst herbeigerufenen Schließersfrau zum Bewußtsein erwachte und wie einen Schatz heißglühend das zusammengefaltete Papier ergriff, erst als sie an ihres Vaters Arm das Zimmer verließ, da kehrte seine Besonnenheit zurück. Jetzt mußte er mit ihr sprechen oder irrsinnig werden.

Auf dem Flur näherte sich ihm Elise, Ottiliens früheres Kammermädchen.

„O, vergeben Sie mir, Herr Staatsanwalt!“ schluchzte die Unglückliche. „Ich handelte unter dem Einflusse des schlechten Mannes, ich durfte mich nicht weigern, ohne meinen alten Vater ins Elend zu stürzen. O, es zerriß mir das Herz, als Sie so getäuscht wurden . . . ich trug ja des Fräuleins helles Kleid . . . Um Gotteswillen, verzeihen Sie mir!“

Er winkte ihr nur, er konnte nicht sprechen vor Aufregung. Das unselige Papier . . . Heiking wußte, daß sich's in der Kassette befand . . . war es ein Brief von ihm?

Seine Gedanken begannen sich zu verwirren.

Er schrieb an den Präsidenten und bat ihn um die Erlaubniß, das junge Mädchen aufsuchen zu dürfen; die Antwort klang fast väterlich . . . offenbar wußte der alte Herr Alles und wünschte sehnlichst, sein armes, klagelos duldendes Kind dem Glücke wiedergegeben zu sehen. Paul ging hinaus zur wohlbekannten Villa vor dem Thore. Es war ihm wie einem Verurtheilten, dem noch eine leise Stimme von Gnade und Verzeihen geflüstert, wie Jemand, der Alles, Alles aufgegeben und den doch die nächste Stunde auf den sonnigen Gipfel des Glückes erheben kann.

Es dunkelte schon, als ihn der Diener meldete; weiche Halbschatten lagen auf der trauten, lang vermißten Umgebung, ein letzter sinkender Sonnenstrahl umspielte den blonden Flechtenkranz des Mädchens . . . wie blaß war Otty, wie groß die lieben blauen Augen und durchsichtig weiß die Hände!

Er stand vor ihr, er sah sie an, und alles bittere Leid der zwei letzten Jahre lag in diesem langen, traurigen Blick.

Der Präsident hatte das Zimmer verlassen, er wußte, daß sich die beiden jungen Leute jetzt ohne Zeugen gegen einander aussprechen mußten.

Ottilie war keines Wortes mächtig; sie zitterte wie Espenlaub.

Und da erfaßte er ihre Hand.

„Otty, um Gottes Barmherzigkeit willen . . . was steht auf jenem Blättchen . . . Heiking kannte es!"

Ein heißer Purpur überflog das zarte Gesichtchen.

„Immer noch Mißtrauen?" hörte er sie flüstern. „Und doch . . ."

„Otty, das Blatt!"

„Es ist hier!"

Sie reichte ihm das Stückchen Papier.

„Ich trug es im Collier, Paul . . . durch das öftere Rütteln und Schütteln hat sich die Feder gelöst . . . Heiking wußte, daß das Blatt darin lag . . . Else hatte ihm mein Geheimniß verrathen."

Ihre Stimme brach im Schluchzen, sie ging langsam zum nächsten Sessel und barg das zuckende Gesicht in seine Polster. Jetzt erst, jetzt schwand ihre Fassung.

Auf dem zerlesenen, alten Blättchen standen nur wenige Zeilen, eine Strophe aus Franz Dingelstedt's reizender Dichtung, vor Jahren von Paul's Hand geschrieben, noch ehe zwischen ihm und ihr das erste Liebeswort gesprochen wurde, einst in größerer Gesellschaft, als ein Spiel die Gelegenheit bot, scheinbar absichtslos das tief gefühlte zu gestehen:

Mir ist, als müßtest Du empfinden,
Wie oft ich Dein, wie treu gedacht,
Als spräch' zu Dir mit lauen Winden
Statt meiner jede Sommernacht.

„Am fünfundzwanzigsten Juli!" hatte Ottilie hinzugefügt.

„O, mein Paul, wie liebe ich Dich!"

Jetzt kniete er vor dem Sessel und zog ihre Hände herab, jetzt baten seine zusammenhangslosen Worte um Verzeihung und Schwur und Flehen mischten sich, ohne von ihm oder ihr gesondert zu werden. Aber Jahre der Qual verschwanden spurlos im Glück dieser Stunde . . . Gott selbst hatte gerichtet, als er den Schuldigen zum Werkzeug der Entdeckung machte. Heiking wollte den begünstigten Nebenbuhler aus dem Wege räumen, statt dessen war er jetzt der Urheber ihres höchsten seligen Glückes geworden.

„Wie konnten wir zwei Jahre leben . . . eins ohne das andere?" flüsterte Paul.

Und sie antwortete nicht, sie sah ihn nur an.

Zwei Monate später aber schrieb in das Protokoll des Standesbeamten der alte Wiese seinen Namen als Trauzeuge. Und schmunzelnd, mit großem Behagen, erinnerte er sich der Schlauheit, mittels deren er damals den Vogel ins Garn gelockt.

Schillers Maria Stuart.

Ein gemeinverständlicher, schönwissenschaftlicher Versuch.

Von H. F.

Es giebt Menschen, die vom Schicksal verfolgt, den vollen Wermuthsbecher desselben bis auf den letzten Tropfen leeren müssen, denen nach langer finsterer Wolkennacht kein Sonnenstrahl erglänzt, so daß ihnen erst das Grab die längst ersehnte Ruhe bringt. Und auch dann noch scheint zuweilen das Unglück nicht versöhnt zu sein, über das Grab hinaus schreckt seine dunkle Macht das Mitleid einer milder denkenden Nachwelt bis auf Jahrhunderte hinab, den Namen des vom Unglück Verfehmten mit nachhaltiger Schmach bedeckend. Zu solchen Unglückswesen gehört Maria Stuart, die Zeitgenossin und nahe Verwandte der großen und glücklichen Königin von England in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Maria Stuart ist uns durch unsern Schiller vorzüglich werth geworden, und zwar nicht allein deshalb, weil uns der Dichter in seinem gleichlautenden Drama eine seiner vorzüglichsten, wenn nicht die vorzüglichste Gabe geboten, sondern auch darum, weil grade dieses Drama eine andere Seite seiner Genialität, sein ungemein tiefes Verständniß für das historisch Thatsächliche voll und ganz zu erkennen giebt. Auf die hier berührten Fragen können wir erst weiter unten näher eingehen, hier müssen wir uns zunächst mit der historischen Maria näher beschäftigen, welche das größere gebildete Publikum noch heute mit dem Magdalenentypus beehrt, und vielleicht deshalb um so liebevoller in sein Herz schließt. Als schöne, geistreiche Frau, als Königin und Dichterin, die nur zu leicht leidenschaftlichen Erregungen hingegeben, aber auch in groben Verirrungen noch immer bemitleidenswerth ist, als Büßerin par excellence, welche nach zwanzigjähriger Gefangenschaft durch das Beil des Henkers den irdischen Verfolgungen entrückt wurde, so steht sie vor unsern Augen da seit unserer ersten Jugend, verklärt durch die sonnige Darstellung unseres nationalsten Dichters, und die Schönheit des in uns lebenden tragischen Bildes kann uns auch der Feuereifer eines Julian Schmidt nicht rauben, wenn er in unerhörter Verblendung mit der ganzen Macht einer lebhaften Phantasie alle Minen seines ästhetisch-religiösen Zelotismus gegen Schiller eröffnet, weil dieser mit unbegreiflicher Verkennung seines evangelischen Bewußtseins die protestantische Elisabeth auf einen niederen Piedestal als die katholische Maria gestellt haben soll.

Damit nach dieser zuletzt berührten Seite jedes Mißtrauen gegen die nachfolgende Darstellung ausgeschlossen bleibe, bemerken wir ausdrücklich ein- für allemal, daß die Ehrenrettung der Maria Stuart nicht von katholischen, sondern von streng protestantischen Schriftstellern bewirkt worden, daß wir auf die neuesten Arbeiten von Dr. Ernst Bekker — Maria Stuart, Darley, Bothwell mit einem Vorwort von W. Oncken, Gießen, Rücker'sche Buchhandlung, 1881 — und von Dr. Harry Breßlau — Die Kassettenbriefe der Maria Stuart, veröffentlicht in der 6. Folge von Raumer's historischem Taschenbuche (Wilhelm Maurerbrecher), 1882 — einzig und allein zurückgreifen, um auf sie unsere kritischen Bemerkungen zu beziehen, zur schließlichen Feststellung der uns als unumstößlich erscheinenden Wahrheit. Außerdem nehmen wir hiezu auch für die andern Fragen, welche zu erledigen bleiben, unsere Programm-Abhandlung vom Jahre 1866 — Neustadt Westpreußen. —

Nach damaliger Kenntniß konnten wir in Uebereinstimmung mit der dramatischen Konstruktion Schillers das Geschichtliche über Maria Stuart und über einzelne im Drama aufgeführter Personen und Charaktere also zusammenfassen: Dem unseligen Geschlechte der Stuart entsprossen, einem Geschlechte, dessen Mitglieder selten eines natürlichen Todes starben, sondern zumeist im Schlachtengetümmel den Tod fanden, oder gleich den Pelopiden durch eigenen Frevel verdarben, oder der Volksrache erliegend, das Schaffot besteigen oder in der Verbannung ein unrühmliches Ende erwarten mußten, wurde Maria, ein Weib, schön und geistig begabt wie selten ein anderes, durch ein günstig scheinendes Geschick ihrem rauhen Vaterlande entrissen, an den königlichen Hof Frankreichs gebracht und dem Könige vermählt. Es traf sie in des Lebens schönster Blüthe und auf den höchsten Zinnen der Gesellschaft stehend, dann gar bald der schwerste Schlag des Schicksals; ihr jugendlicher Gemahl starb und mit ihm verlor sie Frankreich, daß ihr eine neue Heimath geworden. Von hier nach Schottland zurückversetzt, in die Politik d. h. in den Streit der Kronen hineingeworfen, da sie als Gegenkönigin Elisabeths auftreten und auf Geheiß ihrer katholischen Oheime, der Guisen, Schild und Wappen Englands führen mußte, in die Wuth und den Kampf der Parteien hineingezerrt, die um so fesselloser und ungebändigter das Forum bestürmten, da sie religiösen Hader zum Austrage bringen durften und unter diesen Mantel die nach Hab und Gut und Herrschaft beutegierigen Hände verstecken konnten, dem einen Theile ihrer Unterthanen zu protestantisch, dem andern zu katholisch und bald von beiden gehaßt, weil beide die maßlosesten und entgegengesetztesten Ansprüche an sie stellten, schwankte das junge unerfahrene Weib bald hierher bald dorthin, nicht ahnend die großen Stürme, die ihr bevorstanden, nicht wissend die großen Pflichten, welche sie als

Königin zu erfüllen hatte, nichts Anderes sinnend, als durch die Leichtigkeit des Lebens über die schweren Stunden der Noth sich hinwegzuheben, und heirathete in zweiter Ehe ihren Vetter Darnley, einen jungen Mann, der, dem Throne zunächst stehend, schon darum die ernste Verpflichtung überkommen hatte, die Wuth der Parteien zu dämpfen und die Krone aus jeglicher Demüthigung zu retten. Der neue Ehebund war in keiner Weise ein beglückender, weder nach innen noch nach Außen wurde Freude geschaffen. Die Gatten verklagten sich gegenseitig, aus der Liebe wurde der Haß geboren, der zum gewollten oder geduldeten Morde führte. Es ist keine Frage, Maria ist Verbrecherin geworden. Sollen wir sie nun verdammen, sollen wir ihr unser Mitleid versagen, oder soll tiefe Rührung uns durchdringen, daß eine edle Frau in den Wirrnissen des Lebens auf gefährlichster Stelle, überall umringt von schnödem Mißtrauen oder von begehrlicher Liebe, dem Verbrechen nicht so sehr als dem verführenden Verbrecher in die Arme gefallen? In der That, Maria war ein Weib, ein jugendlich glühendes Weib, das an niedriger, gesellschaftlicher Stelle glücklich geworden und glücklich gemacht hätte: für den Thron war sie weder geboren noch erzogen, auf demselben hätte sie allein sich kaum in friedlichen Zeiten halten können, geschweige denn in stürmisch aufgeregten. Als Bothwell unterlag, mußte sie Schottland verlassen und sich in die Arme Elisabeths werfen; die Nemesis forderte ihr Opfer und erreichte es nach beinahe zwanzigjähriger Gefangenschaft in einer Weise, die nach menschlicher Denkart selbst den schwersten Verbrecher entsühnt. Der Tod Maria's durch das Beil des Henkers ist unter keinen Umständen zu rechtfertigen. Die Verurtheilung durch das Parlament ist ein leeres Puppenspiel und giebt durchaus keine Garantie des Rechts und der Rechtsform. Und gesetzt auch, wir müßten zugestehen, Maria habe von ihrem Gefängnisse aus Konspirationen und Verschwörungen angezettelt, wer will die widerrechtlich Gefangene nicht vertheidigen, daß sie, auf das Recht der Nothwehr gestellt, von diesem Rechte Gebrauch machte! Konnte Elisabeth sich vor Mariens Ansprüchen nicht sichern, so hatte sie den Weg des Kampfes mit allen seinen Folgen, nicht aber den des Prozesses und des Urtheilsspruches. Letzteren hat sie ergriffen und damit der Welt ein Gaukelspiel geboten, welches ihr Niemand verzeihen kann.

Von dieser englischen Elisabeth aber schreibt ihr Erzieher, Roger Asham, einem Freunde: „Unter allen Jungfrauen leuchtet meine herrliche Lady Elisabeth gleich einem Sterne und glänzt mehr durch ihre Tugenden und Kenntnisse, denn durch die Glorie ihrer königlichen Abkunft. Seit zwei Jahren treibt sie unter meiner Anleitung Lateinisch und Griechisch. In ihrem 16. Jahre zeigt sie so viel Reife des Verstandes, so viel Höflichkeit mit Würde verbunden, daß ich nie dergleichen in so frühen Jahren gesehen habe. Für wahre Religion und den Kern der Wissenschaft hegt sie einen brennenden Eifer. Ihr Geist kennt keine weibliche Schwäche, und männliche Kraft zeigt sie bei dem, worauf sie sich legt. Niemand kann schneller fassen, niemand mehr im Gedächtniß behalten als sie. Gleich dem Englischen spricht sie Französisch und Italienisch, lateinisch redet sie geläufig, richtig, mit Beurtheilung. Was persönlichen Schmuck angeht, so zieht sie eine einfache Kleidung allem Glanze und allem Schimmer vor und verachtet das Flechten der Haare, den Prunk mit Golde dergestalt, daß sie in ihrer ganzen Weise eher einer Hyppolyta denn einer Phädra gleicht."

Der deutsche Historiker Fr. von Raumer setzt dem hinzu: „Die Jahre der Jugend, welche Maria Stuart, umringt von Verehrern aller Art, in heitrer Lust verlebte, brachte Elisabeth in stiller Einsamkeit zu; statt der Königskrone, welche über dem Haupte jener schwebte, sah sie des Henkers Beil über sich erhoben und die Flammen des Scheiterhaufens über sich emporsteigen, auf dem man ihre Freunde und Glaubensgenossen verbrannte. Ernste wissenschaftliche Bildung und eine so strenge Schule des Unglücks — wodurch selbst gewöhnliche Menschen über ihre ursprüngliche Natur erhoben werden — mußten auf einen Geist von solcher Ueberlegenheit, einen Charakter von solcher Kraft den größten Einfluß ausüben: dafür zeugt die ganze Geschichte der Regierung Elisabeths."

Elisabeth war also, wir gestehen das unumwunden zu, eine große Königin, eine verständige kluge Frau, die den überkommenen Verpflichtungen oder was sie dafür hielt, nach allen Regeln feiner Bildung und listiger Schlauheit, selbst auf Kosten ihres Geschlechts vollständig gerecht wurde, die Englands Größe mehr als ein Herrscher vor und nach ihr gefördert und sicher gestellt hat: und dennoch, wir fühlen uns nicht zu ihr hingezogen, sei es, daß wir das echt Weibliche an ihr vermissen, — ein Weib auf dem Throne ist selten nach dem Geschmacke vernünftiger Menschen und die Verschiebung der Geschlechter hat meistens beeinträchtigende Folgen für die Entwicklung des sittlichen Charakters — sei es, daß wir anerkennen müssen, Zeit und Umstände haben sie hoch gehoben, sei es endlich, daß wir ihr die ungeheuere Heuchelei, mit der sie sich die jungfräuliche Königin nannte, während doch alle Welt von ihren Kindern sprach, nicht verzeihen können. Englands große Königin hat ein armes Frauenleben geführt; des innern Glücks entbehrend hat sie es lange Jahre erfahren müssen, daß dieses nicht durch äußere Macht und äußern Schein ersetzt werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Niesens schreibt ein Mitarbeiter von „Schorers Familienblatt" das Folgende: „Die Sitte, jemand beim Niesen mit einem treugemeinten „Prosit!", „Gott helf!" oder „Wohl bekomm's!" Glück zu wünschen, ist mit so vielen anderen ehrlichen Bräuchen unserer Vorfahren beseitigt, und es gilt für „nicht fein", dieselbe heutzutage auszuüben. Sie gehört nachgerade der Geschichte an und muß es sich gefallen lassen, vom historischen Gesichtspunkt behandelt zu werden. Lange Zeit wurde ihr Gebrauch auf die Zeit Gregors I. zurückgeführt, wo im sechsten Jahrhundert, als die Beulenpest so verheerend in Italien wüthete, heftiges Niesen der von der Krankheit Befallenen für ein sicheres Anzeichen des nahen Todes galt. Aber schon im Alterthum war die Sitte, dem Niesenden Glück zu wünschen, allgemein bekannt und ausgeübt. Schon Aristoteles gedenkt derselben in seinen „Problemen" und der ältere Plinius erzählt in seiner Naturgeschichte (28,5), daß der Kaiser Tiberius, weil es ihm gar sehr an Heil, Glück und Gesundheit fehlte, befahl, daß ihm, auch wenn er im Wagen fahrend niese, die Vorübergehenden „Prosit!" zurufen sollten. Apulejus berichtet in seinen Metamorphosen eine sehr pikante kleine Anekdote. Die Frau eines Kleiderwalkers hatte ihren Liebhaber bei sich, den sie bei der unvermutheten Rückkehr ihres Gatten in einem großen Korbe versteckte, der, zum Schwefeln der Wäsche benutzt, sehr stark nach Schwefel roch. Als sie sich mit ihrem Manne in der Nähe des Korbes zu Tisch gesetzt hatte, fing der versteckte Geliebte, auf dessen Nase der penetrante Geruch wirkte, plötzlich heftig an zu niesen. Der gutmüthige Walker, im Glauben, seine Ehehälfte habe geniest, rief ihr ein treuherziges „Wohl bekomm's!" zu, das sie dankend erwiderte. Als Xenophon seine Soldaten fragte, ob sie sich lieber dem Feinde feig ergeben oder die erlittene Niederlage muthig rächen wollten, nieste einer derselben zufällig und alle beugten sich „vor dem sich so kundgebenden Gott." Auch Aristophanes in seinen „Vögeln" bezeichnet das Niesen als eine göttliche Kundgebung, und Sokrates war der Ansicht, daß sein innerer Genius, sein „Dämon", glückverkündend auf die Nase wirke. Noch heutzutage gilt das Niesen als ein Zeichen der Bekräftigung der Wahrheit eines Wortes, und der Ausdruck „er muß es beniesen" ist noch überall in Deutschland im Gebrauch. Als die Spanier in Florida eindrangen, sahen sie mit Erstaunen, daß, so oft der Herrscher des Landes zu niesen geruhte, alle gegenwärtigen Indianer sich vor ihm beugten und die Arme flehend nach der Sonne ausstreckten. Aus den hier kurz angeführten historischen Thatsachen ist zu entnehmen, wie alt die Mode des Glückwunsches beim Niesen ist, und daß die Annahme, dieselbe stamme erst aus dem sechsten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, auf einem Irrthum beruht.

Adiaphon oder Gabelklavier. („Novitäten.") Das „Musik-Wochenblatt" bringt eine ausführliche Mittheilung über ein neuerfundenes Tasteninstrument des Namens Adiaphon oder Gabelklavier, welches berufen erscheint, Aufsehen in allen musikalischen Kreisen zu erregen, denn seine Hauptvorzüge sollen sein: leichte und sichere Stimmbarkeit, Unverstimmbarkeit, im höchsten Grade romantisch klingender und geradezu bezaubernd wirkender, dabei lang tragender und modulationsfähiger, weil auf die Länge seiner Dauer unter dem Einfluß des Spielers stehender Ton. Dabei ist das im Aeußeren dem Piano ähnliche Instrument leicht transportabel, hat Flügelmechanik und erleidet in den Hämmern keine Abnutzung, so daß der Klangcharakter stets der gleiche bleibt. Der Erfinder des Adiaphon, Herr Wilhelm Fischer in Leipzig, hat dasselbe durch in- und ausländische Patente gegen Nachahmung geschützt.

Der Theilnahmsvolle. Auf dem Verdeck eines Omnibus sagt ein Passagier zu einem andern, welcher sich nicht setzen zu wollen schien: „Aber nehmen Sie doch Platz, Sie können ja über das Geländer fallen und sichs Genick brechen!" — „Interessirt Sie das so?" — „Gewiß! Der Wagen hätte dadurch jedenfalls einen ganz unnützen Aufenthalt!"

Verantwortlicher Redakteur: C. Fontane in Posen. Druck und Verlag von W. Decker & Co. (Emil Röstel) in Posen.